

Ein sinfonischer Goliath

Die Wiederentdeckung
des **Johann Nepomuk David**.

Von Volker Tarnow

Entgegen einer weit verbreiteten Legende wurden in Mitteleuropa auch nach Mahler noch große Sinfonien geschrieben. Einer der profiliertesten Komponisten dieser Königsgattung war Johann Nepomuk David, geboren 1895 in Oberösterreich, gestorben 1977 in Stuttgart. Er hinterließ uns acht Sinfonien nebst drei nicht nummerierten kleineren – und jetzt können wir sie endlich näher kennenlernen. Zu Davids Lebzeiten erklangen sie landauf, landab. Bereits seine beiden Erstlinge erregten solche Aufmerksamkeit, dass sie innerhalb eines Jahres in Kurt Schwerts' Konzertführer aufgenommen wurden. Reclams Konzertführer bedachte noch Jahrzehnte später David mit nicht weniger als sieben Seiten. Dann kam die große Stille. Davids Tod bedeutete – außer im kirchlichen Bereich – auch den Tod seiner Musik. Glücklicherweise handelte es sich nur um einen Scheintod. Nachdem auf Tonträgern lediglich Orgel- und Choralstücke zu haben waren, einige Kammermusikwerke, das späte Oratorium „Ezzo“ und die fünfte Sinfonie, hat das Label cpo 2014 die Wiederentdeckung eingeleitet: Es begann mit den Sinfonien Nr. 1 und 6, jetzt folgen die Zweite und die Vierte.

Die 1938 vollendete, überwiegend freitonale Zweite dauert eine Dreiviertelstunde, weist einen herrlichen, romantisch schweifenden Kopfsatz auf, ein meditatives Largo und ein ziemlich derbes Scherzo, den Abschluss bildet eine raumgreifende Passacaglia. Die Erstfassung der vierten Sinfonie verbrannte mit allen anderen Manuskripten und seiner Bibliothek, als David im Dezember 1943 ausgebombt wurde. Er führte danach ein unruhiges, gefährliches Leben auf der Bahn, war ständig zwischen Leipzig und

Crimmitschau unterwegs, wohin der Hochschulbetrieb verlegt worden war, und besuchte, so oft es ging, seine nach Gmunden evakuierte Familie. In dieser Zeit rekonstruierte er die Sinfonie, vollendete sie 1944, schuf dann aber im Sommer 1948 eine neue Version. Franz Konwitschny und das Gewandhausorchester brachten das Werk 1949 zur Uraufführung. Es ist kein Kriegs-Epos, keine „Leipziger Sin-

Klassizistische Kühle und ein Vertrauen in die alten Formen

fonie“ nach Art von Schostakowitschs „Leningrader“ – selbst existenzielle Grenzerfahrungen verleiteten David nie zu vordergründigen Appellen.

Ihn stilistisch ins Neo-Barock einzuordnen, verkennt die Dimension seiner Orientierungen. Er geht weit hinter das Barock zurück, lässt sich von der Gregorianik und den alten Niederländern inspirieren, ist aber zugleich stark von Bruckner beeindruckt. David war Sängerknabe im Stift Sankt Florian und sozusagen mit Bruckners Orgel aufgewachsen; dennoch ließ dessen Einfluss mit der Zeit deutlich nach. In der Melodiebildung und der orchestral auftrumpfenden Energie ähnelt David eher Hindemith. Auch bei ihm obwaltet eine nicht zu leugnende klassizistische Kühle, ein durch nichts zu erschütterndes Vertrauen in die alten Formen. Dass er – etwa in den Finali der Sinfonien 4 bis 6 – dicht daran war, in die Reger-Falle zu tappen und unbekümmert nach Schema F zu arbeiten, also nach dem Fugenschema, hat ihn wahrscheinlich die Sympathie

Wilhelm Furtwänglers gekostet, obwohl reiche Polyfonie, ausgefeilter Kontrapunkt und ein auf greifbare Themen gestützter Ausdruck eigentlich dessen Ideal entsprachen. Vielleicht störte er sich auch an Davids Renommee als Kirchenkomponist. Johannes Wildner und

das ORF Rundfunk-Symphonieorchester Wien müssen sich jedenfalls nicht mit Furtwängler vergleichen lassen. Ihre Aufnahmen sind gleichermaßen eloquent wie elegant geraten. Dass manche Details untergehen, etwa die Harfenstimme in der vierten Sinfonie, ist Davids bisweilen massiver Instrumentation geschuldet. Sonst alles prächtig! ■



Foto: privat

Aktuelle CD

David: Sinfonien Nr. 2 u. 4; ORF Rundfunk-Symphonieorchester Wien, Johannes Wildner (2008); cpo

